universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bis der Herbst kommt

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1991

IV

urn:nbn:at:at-ubi:2-7493

IV

Untertags war die Sonne für einige Stunden hinter den Wolken hervorgekommen und das Thermometer einige Grade über Null gestiegen. Doch jetzt, da die Schatten den Hang um das Schulhaus erreicht hatten und ein kräftiger Wind vom Joch herunterblies, wurde es wieder kalt. Mutter, die eben einen Kübel Wasser vom Brunnen unterm Haus geholt hatte, band sich das Kopftuch um.

"Wird es heuer denn nie warm werden?" sagte sie, während sie sich die Hände über dem Herdfeuer wärmte.

"Das sind eben die Eismänner", erklärte die Großmutter. "Bonifatius, der Pankratius, der Servatius, und morgen, am 15. Mai, kommt noch die kalte Sophie."

"Wenn die vorbei sind, dann wird es auch hier in Tirol wärmer werden. Das hoffe ich wenigstens", sagte Frau Prohaska. Und sehnsuchtsvoll fügte sie hinzu: "Im Wienerwald blühen bestimmt schon die Veilchen."

Sie saß am Tisch und schlürfte heißen Pfefferminztee. Die Pfefferminze hatte die Familie im Sommer gesammelt, und Großmutter hatte die Blätter auf dem Dachboden auf riesigen Packpapierbögen getrocknet. Natürlich nicht nur Pfefferminze, sondern auch Kamillenblüten, Schafgarbe, Hagebutten und Holler. So hatten sie das ganze Jahr über Tee für sich und alle Gäste. Frau Prohaska verbrachte ihre Nachmittage oft im Schulhaus. Sie fand es hier gemütlicher als bei der Gruberbäuerin, denn sie hatte sich mit Großmutter angefreundet. Toni ihrerseits war von Anfang an gerne mit Maria zusammen gewesen.

"Im vorigen Jahr um diese Zeit haben wir die Hennen untertags schon ins Freie gelassen", meinte Großmutter.

Wenigstens ein Vorteil von dieser Kälte, dachte Maria, sagte aber nichts, um nicht unnötige Konflikte zu erzeugen. Wenn die Hennen eingesperrt waren, mußte man zwar jede Woche zweimal die Steige ausmisten, den Boden waschen und mit frischen Sägespänen bestreuen, was nicht angenehm war. Aber diese Arbeit wurde von Mutter und Maria gemeinsam bewältigt. Lebten die Hennen in dem kleinen Schuppen hinter dem Haus, fand das Ausmisten zwar nur vierzehntägig statt, doch mußten sie jeden Nachmittag gehütet werden. Sie durften nämlich nicht in den benachbarten Roggenacker hinein,

weil sie durch ihr Gepicke und Gescharre großen Schaden anrichteten. Das Hüten war die Aufgabe von Maria und Willi. Beide haßten das Hennenhüten wie die Pest. Es war jedoch nicht ratsam, mit Großmutter darüber zu reden. Auf Klagen solcher Art folgten immer lange Reden über die Nützlichkeit von Hausarbeit für Kinder, insbesondere für Mädchen.

"Ich weiß schon gar nicht mehr, womit ich die Hennen füttern soll. Im Freien ernähren sie sich fast selber."

"Aber glauben Sie mir, Frau Singer", sagte die Frau Prohaska, "lieber Schneetreiben und einen warmen Herd, als Veilchen und von mir aus auch Sonne, aber kein Holz und auch kein Gas zum Kochen."

Toni stieß Maria an und kicherte. "Noch lieber Gas und Holz und Veilchen", flüsterte sie Maria zu.

Sie hockten am Tisch und machten die Rechenaufgaben. Zu zweit ging es schneller, die fünf Reihen Rechnungen zu machen. Maria rechnete die erste und die dritte Reihe, Toni die zweite und vierte. Die fünfte teilten sie sich. Da die Lehrerin schon eine Woche lang nicht gekommen war, gab Mutter Schulübungen auf. Dabei ging sie ziemlich großzügig vor. Willi mußte jeden Tag zwölf Zeilen aus seinem Lesebuch abschreiben. Maria bekam Rechnungen auf und zwischendurch einen Aufsatz. Da sich Erwachsene in Belangen der Schule oft einig sind, befand Frau Prohaska, derartige Übungen könnten auch Toni nicht schaden. Zum Glück wußten sich die zwei zu helfen. Da klopfte es ans Küchenfenster. Großmutter, die mit ihrer Strickarbeit nahe beim Fenster saß, schob den gehäkelten Scheibenvorhang beiseite und schaute hinaus. "Da steht schon wieder einer draußen!"

Maria drängte sich hinzu. Sie wollte auch sehen, wer an ihr Fenster klopfte.

"Das ist ein sonderbares Individuum", meinte Großmutter. "Hat eine Uniform an und einen Schal vorm Gesicht! Typen laufen heutzutage herum!"

In diesem Augenblick hob der Mann die Hand und klopfte nochmals an die Scheibe. Da schrie Großmutter auf. Nun hatte sie den Mann erkannt: "Das ist ja Fritz!" Sie stürzte hinaus. Die anderen liefen ihr nach. Sogar Spitz, der bis jetzt anscheinend unbeteiligt auf seinem Plätzchen neben dem Herd geschlafen hatte, sprang hoch und wedelte eifrig mit dem Schwanz. Großmutter schob den Riegel zurück und riß die Tür auf. Maria starrte auf den Mann. Onkel Fritz hatte doch immer

ganz anders ausgeschaut. Er war groß, hatte dunkle Haare und lustige, fast schwarze Augen. Seine Kleidung war immer ordentlich gewesen, die Hemden sauber, die Hosen gebügelt. Maria konnte sich erinnern, daß er sich am Sonntagmorgen den Anzug selbst mit dem schweren Kohlebügeleisen aufgedämpft hatte. Nicht einmal Großmutter hatte ihm die Bügelfalten scharf genug hingekriegt. Der Mann da trug eine zerrissene Uniform und aufgeschnittene Stiefel, statt der Soldatenmütze hatte er einen Schal um den Kopf geschlungen. Die Augen waren nicht zu sehen, so stark waren Gesicht und Lider geschwollen. Langsam humpelte er, auf Großmutter und Mutter gestützt, in die Küche. Mutter begann ihn vorsichtig aus dem Militärmantel zu schälen. Dann mußte er sich setzen, und Mutter kauerte sich nieder und befreite seine Füße von den gefrorenen und aufgeschnittenen Stiefeln. Frau Prohaska bereitete inzwischen eine Schüssel mit warmem Wasser. Vorsichtig löste Mutter die Gamaschen ab. Die Füße sahen schlimm aus, blutig und offen, und die Zehen wiesen Zeichen von Erfrierungen auf. Die Füße wurden gesäubert und verbunden.

"Die Augen werden wir mit Kamillenbauschen behandeln", sagte Großmutter, "aber zuerst kriegst du etwas zu essen."

Sie holte den Suppenrest vom Mittag aus der Speisekammer und schnitt Brot hinein. Frau Prohaska goß eine Tasse mit Pfefferminztee voll. Hungrig stürzte sich Onkel Fritz darüber. Toni saß da und folgte mit großen Augen jedem Löffel vom Teller bis zum Mund des Mannes. Sie war oft hungrig, denn ihre Mutter hatte nicht die Möglichkeit, zusätzlich zu den Lebensmittelkarten etwas zum Essen aufzutreiben. Er konnte die hungrigen Augen nicht sehen, weil er schneeblind war und fast überhaupt nichts sah. Aber Großmutter bemerkte es, nahm das Messer und schnitt eine Scheibe von dem Brotwecken, den sie erst gestern auf den Lebensmittelabschnitt für die ganze Woche bekommen hatte, und bestrich sie mit dem letzten Rest aus dem Schmalztiegel.

"Schau, Toni, ein Schmalzbrot, nimm und iß!"

"Wie geht es bei euch?" fragte Onkel Fritz, "Habt ihr Nachricht von Hermann und Robert?"

"Nein", sagte Mutter, "wir wissen nichts und leben in großen Ängsten um sie."

Ihre Stimme klang zittrig. Gleich wird sie weinen müssen, dachte Maria, weil wir nun schon fünf Monate und drei Wochen ohne Nachricht von Vater sind, und weil Onkel Hermann vielleicht nie wieder heimkommen wird, da er als vermißt gilt. Auch Frau Prohaska

weinte. Ihr Mann war im Sommer 1943 gefallen. Sein Freund, der mit ihm in der gleichen Einheit gewesen war, hatte ihr das Foto seines Grabes geschickt. Sie trug es immer bei sich und zeigte es her. Auch Maria hatte es schon viele Male anschauen müssen. Ein aufgeworfener Hügel, ein Birkenkreuz mit einem Stahlhelm, der schief zur Seite hing. Maria und Toni saßen betroffen da. Eben hatten sie sich noch gefreut, und es war schön und heimelig gewesen. Und nun weinten sie alle und waren traurig. Einer war heimgekommen und lebte, aber viele waren tot und kehrten nie wieder zurück.

Spitz sprang auf. Er merkte immer, wenn Maria traurig war. Er kam her, wedelte mit dem Schwanz und richtete sich auf. Dann legte er die Vorderpfoten auf ihre Knie und schaute sie mit seinen schönen braunen Augen an. Maria beugte sich nieder und streichelte seinen Kopf.

"Du mußt zu Toni lieb sein", flüsterte sie, "Toni ist viel ärmer als ich. Sie weiß, daß ihr Vater nicht mehr lebt."

Onkel Fritz hatte seine Suppe und das Brot aufgegessen. Er bedankte sich.

"Ich werde so bald als möglich meine Papiere in Ordnung bringen, damit ich meine Zuteilung bekomme und euch nicht eure Rationen wegesse", sagte er.

"Mach dir darüber keine Sorgen!" rief Großmutter.

Draußen war es dunkel geworden. Frau Prohaska verabschiedete sich und ging mit Toni heim. Die Mutter richtete Onkel Fritz den Diwan in der Stube zum Schlafen her, und Maria sollte das Bett vom Vater benützen, das bisher Willi gehört hatte. Für Willi baute Mutter aus Sesseln, einem Strohsack und Decken eine provisorische Liege. So hatten alle einen Schlafplatz. In der Nacht wurde Maria wach. Zuerst verstand sie nicht, was los war. Sie hatte tief und fest geschlafen und wußte gar nicht, wo sie sich befand. Es war auch sehr dunkel um sie herum. Aber dann fiel ihr der gestrige Nachmittag wieder ein. Sie lag im Bett neben der Mutter, und es war Mutter, die neben ihr weinte und schluchzte. Sie richtete sich auf und tastete mit der Hand nach ihr. Mutter hatte den Kopf in dem Polster vergraben.

"Mutter! Mutter!" rief Maria leise. "Was hast du? Was ist mit dir?"

Da erst merkte Mutter, daß Maria wach geworden war. Sie schlang ihren Arm um das Kind.

"Mutter, bist du traurig, weil Onkel Fritz heimgekommen ist und nicht Vater?" fragte Maria.

Da weinte Mutter noch mehr und gab keine Antwort.

"Ich habe auch immer daran denken müssen, wie schön es wäre, wenn Vater vor dem Fenster gestanden wäre", sagte Maria.

"Ach Kind, Kind, ich bin froh, daß Fritz da ist, so froh. Wenigstens einer ist zurück. Um einen weniger, um den man sich sorgen muß."

Sie wiegte Maria in ihrem Arm hin und her. "Vater wird auch wieder heimkommen, vielleicht ist er bereits auf dem Weg zu uns. Vielleicht klopft er morgen früh schon ans Fenster."

"Mutter, glaubst du, wir haben um Vater zuwenig gebetet? Großmutter hat jeden Abend zum Heiligen Antonius gebetet, damit der Onkel Fritz zurückkommt. Vielleicht ist er deshalb früher gekommen?"

"Aber Maria, was denkst du dir da aus!" Mutter schüttelte den Kopf. "Onkel Fritz hat Glück gehabt. Er hat nur von Bozen heimgehen müssen. Vater aber ist irgendwo in Polen. Von dort haben wir jedenfalls seinen letzten Brief erhalten."

Sie streichelte Maria die Haare aus dem Gesicht. "Solange wir keine Nachricht haben, können wir hoffen. Da ist die Frau Prohaska viel ärmer dran als wir. Sie kann nicht mehr hoffen. Und jetzt versuch wieder zu schlafen. Und sag Großmutter nicht, daß ich geweint habe in der Nacht, hörst du?"

Am nächsten Morgen stand Maria wie gewöhnlich auf. Auf dem Weg zum Klo hörte sie Kitty vor der Haustür miauen. Obwohl draußen noch immer Schnee lag und die Nächte kalt waren, trieb sich Kitty gerne in der Nachbarschaft herum. Wahrscheinlich besuchte sie befreundete Katzen. Am Morgen aber wollte sie ins warme Haus. Maria sperrte also die Tür auf und ließ sie ein. Dankbar umschnurrte die Katze ihre Beine. Maria hob sie auf. Fell und Pfoten waren eiskalt. Zärtlich stupfte das Tier gegen ihr Gesicht. Da noch niemand aufgestanden war, konnte Maria ungestört in die Speisekammer eindringen. Sie goß ein wenig von der Milch, die für Lisas Grießbrei bestimmt war, in die Katzenschüssel. Lisa wurde sowieso von allen gestopft. Kitty beobachtete jede ihrer Handbewegungen. Sie wußte genauso gut wie Maria, daß hier Unrecht geschah. Aber das verdarb ihr nicht den Appetit. Im Nu war das Schüsselchen leer. Maria ergänzte die fehlende Milch mit Wasser.

Gerade als sie wieder ins Schlafzimmer zurückwollte, um sich anzuziehen, klopfte es an der Haustüre. Es waren drei amerikanische Soldaten. Schon an den Tagen vorher waren zweimal Amerikaner gekommen und hatten das Haus durchsucht.

Mutter hatte ihr erklärt, daß sie nach geflüchteten Nazigrößen, SS-Leuten und Kriegsver-brechern fahndeten, aber auch nach Waffen und verbotenen Büchern. Sie hatten alle Kästen geöffnet, das Klassenzimmer inspiziert und unter der Stiege herumgestöbert. Maria hatte sich geängstigt, aber Mutter war ganz ruhig geblieben. "Wir haben nichts zu verbergen", hatte sie gesagt, "deshalb brauchst du auch keine Angst zu haben. Wenn der Krieg aus ist, muß man sich vor den Soldaten nicht mehr fürchten."

Diesmal war ein schwarzer Soldat dabei. Maria hatte noch nie einen Menschen mit anderer Hautfarbe gesehen. Er lachte, als er Marias Staunen bemerkte. Im übrigen benahm er sich wie die anderen zwei Soldaten. Sie hielten Gewehre in den Händen, stießen mit dem Fuß die Küchentür auf und taten so, als ob sie über das Haus zu verfügen hätten.

"Wo ist die Mutter?" fragte der eine auf deutsch.

"Sie schläft noch", antwortete Maria. "Aber ich weck' sie gleich."

Sie wäre sowieso am liebsten gleich zu Mutter gelaufen, aber sie hatte sich nicht getraut, die drei Soldaten allein zu lassen.

"Wir kommen mit. Zeig uns das Zimmer!"

Um ins Schlafzimmer zu kommen, mußte man erst durch die Stube. Dort lag Onkel Fritz. Er war inzwischen natürlich aufgewacht, zog es aber vor, sich die Decke über die Ohren zu ziehen und sich schlafend zu stellen. Der eine Soldat riß ihm die Decke weg, der andere hielt das Gewehr im Anschlag, und der dritte befahl: "Aufstehen!"

Onkel Fritz kam aus dem Krieg und war das Gehorchen gewohnt. So rasch er konnte, rappelte er sich auf und schwang die Beine aus dem Bett. Als seine verbundenen Füße den Boden berührten und er aufspringen wollte, stieß er einen lauten Schmerzensschrei aus und hockte sich wieder hin. In diesem Moment kam Mutter mit Willi an der Hand aus dem Schlafzimmer. Sie hatte sich in aller Eile angezogen und die Bluse schief zugeknöpft. Aber darauf achtete in der allgemeinen Aufregung sowieso niemand. Nur Maria fiel es auf, weil Mutter immer ganz pedant mit dem Anziehen war. Auch Großmutter kam aus ihrer Kammer.

"Wer ist das?" herrschte der deutschsprechende Soldat Mutter an. "Wer ist der Mann?"

"Er ist mein Bruder", sagte Mutter. "Er ist 17 Jahre alt. Vor einem halben Jahr haben ihn die Nazi in den Krieg geschickt, nach Italien. Gestern ist er zurückgekommen."

"Von wo?"

"Aus Bozen", antwortete Onkel Fritz," ich bin über die Berge heimgegangen."

"Er ist krank", sagte Mutter. "Schauen Sie sich seine Augen an. Er kann fast nichts sehen, und an den Füßen hat er Erfrierungen."

"Zieh dich aus", sagte der Soldat. "Los!"

Onkel Fritz schaute etwas verdattert.

"Nun mach schon", sagte Mutter. "Zieh das Nachthemd aus. Sie wollen kontrollieren, ob du SS-Tätowierungen hast."

Onkel Fritz zog sich das Nachthemd über den Kopf. Nicht die Spur einer Tätowierung.

"Okay", sagte der Soldat. "Melde dich sofort bei der Militärkommandantur. Wegen der Entlassungspapiere."

"Aber ich kann doch nicht gehen", sagte Onkel Fritz kläglich. "Kann ich mich nächste Woche melden? Bis dahin sind die Wunden vielleicht schon ein bißchen verheilt."

"Okay, nächste Woche."

Onkel Fritz nickte dankbar: "Okay, nächste Woche."

"Heute heize ich die Schulklasse nicht", sagte Mutter, während sie das Wasser für den Kaffee aufstellte." Vorige Woche habe ich mir die Arbeit ganz umsonst angetan. Ich warte ab, ob die Lehrerin kommt oder nicht."

"Glaubst du, daß ihr etwas passiert ist?" fragte Maria.

Seitdem Fräulein Hauser das letzte Mal zu ihren Eltern gefahren war, hatte man sie nicht mehr gesehen. Auch keine Nachricht war gekommen. Alle wunderten sich natürlich darüber. Mutter antwortete wie immer: "Mach dir keine Sorgen. Über kurz oder lang ist sie wieder da."

Onkel Fritz stand vor dem Spiegel und hatte sich die Wangen eingeschäumt. Die Augen waren noch immer stark verschwollen, aber sie taten ihm nicht mehr so weh wie gestern. Auch die Blasen an den Lippen begannen abzuschwellen. Die Küche roch wie zu der Zeit, als Vater noch daheim gewesen war und sich jeden Morgen rasiert hatte.

"Die Bauern sind sowieso froh, wenn die Schule gesperrt ist. Sobald der Schnee weg ist, beginnt die Feldarbeit. Da brauchen sie die Kinder dringend zur Arbeit. Die Männer sind ja noch nicht aus dem Krieg zurück."

"Und Fremdarbeiter gibt's auch keine mehr", ergänzte Onkel Fritz.

"Hoffentlich ist der Lehrerin nichts passiert", sagte Maria.

"Ach nein, das glaube ich nicht. Wahrscheinlich ist sie einfach

erkrankt, eine Grippe oder Angina, das kommt häufig vor in dieser Jahreszeit. Sie wird sich in Ruhe auskurieren und dann wieder zurückkommen."

Mutter goß den Kaffee auf, und augenblicklich verdrängte der unangenehme Geruch von Zichorien den Duft des Rasierschaums. Der Briefträger kam gerade zurecht zum Frühstück.

"Grüß Gott allerseits", sagte er wie immer und löste mit seiner gesunden Hand die schwarze lederne Brieftasche von der Schulter. Obwohl Onkel Fritz das Gesicht voller Schaum hatte, erkannte ihn der Briefträger sofort.

"So, die italienische Front ist auch schon heimgekehrt", begrüßte er ihn.

Onkel Fritz konnte nicht antworten, sonst wäre ihm der Schaum in den Mund geraten.

"Was sagt ihr, morgen soll wieder beflaggt werden. Rot-Weiß-Rot, die österreichischen Farben. Die ehemalige Gauleiterin zerschneidet ihre Hakenkreuzfahne. War ein herzerfreuender Anblick. Ich trete in die Stube, und da liegt die Fahne zerschnitzelt auf dem Tisch. Der Spiegel mit dem Hakenkreuz ist herausgeschnitten, das rote Tuch in zwei Teile zerlegt, und daneben liegt schon ein weißer Streifen bereit, um die nagelneue Gesinnung der Familie kundzutun."

"Woher weißt du, daß man beflaggen muß?"

"Im Radio haben sie es gesagt. Hört ihr nicht mehr Radio?"

"Doch, aber gestern ist der Fritz gekommen, da haben wir keine Zeit gehabt."

"Das Schulhaus als öffentliches Gebäude müßt ihr unbedingt beflaggen."

"Irgendwo muß noch die alte Fahne sein", sagte die Mutter, "ich weiß, daß Robert sie versteckt hat."

"Sie ist auf dem Dachboden. Als ich vorige Woche Lumpen gesucht habe, um neue Sohlen für Willis Patschen zu nähen, habe ich sie gesehen. Sie liegt zuunterst in einer Schachtel. Robert hat sie in die schwarze Trauerfahne eingeschlagen."

"Darum kümmern wir uns später, jetzt wird gefrühstückt", sagte Mutter. Alle setzten sich um den Tisch. Nur Lisa, die ihren Brei aus der verwässerten Milch schon bekommen hatte, thronte zwischen all den Polstern in ihrem Korbwagen und trommelte mit einem Kochlöffel gegen einen alten Deckel. Mutter schenkte Kaffee ein. Zucker gab es nur für die Kinder, ein Löffelchen.

"Und was hast du weiter vor, Fritz?" fragte der Briefträger.

"Ich werde schauen, ob ich die Lehre wieder aufnehmen kann beim Pfister in Innsbruck."

"Wo hat der seine Werkstatt?"

"In Pradl."

"Hoffentlich steht das Haus noch. Pradl hat einige Bomben abbekommen."

"Nun bleibst du erst einmal schön hier und heilst deine Augen und Füße aus. Dann werden wir weitersehen. Irgendwas wird sich schon finden", sagte Großmutter. "Hauptsache, du bist mit dem Leben davongekommen. Wegen der Lehre machen wir uns keine Sorgen."

"Klar", bestätigte der Briefträger, "das ist das Wichtigste."

"Eben, wenn ich bis jetzt Glück gehabt habe, werde ich es auch weiterhin haben, ich bin nämlich ein Sonntagskind, nicht wahr, Mama?"

Er lachte und stupste Großmutter in die Seite. Die Großmutter betrachtete ihn liebevoll. "Du bist mein Jüngster, mein Nachzügler und das einzige Kind, das ich an einem Sonntag geboren habe", sagte sie.

"Ja, du hast Glück gehabt, Fritz. Mich hat der Krieg den Arm gekostet, und auch ich habe Glück gehabt. Andere fünfzehn-, sechzehnjährige Kinder haben diese Nazi-Verbrecher vor zwei Wochen noch in den Tod geschickt."

"Vor zwei Wochen? Das kann ich mir nicht vorstellen. Da hat doch jeder schon gewußt, daß nichts mehr zu ändern und der Krieg verloren ist."

"Man möchte es nicht glauben, aber es ist wahr. Ich habe es gestern von einem Kollegen erfahren, der einen Sohn bei der Divisionsgruppe Nord gehabt hat."

Der Briefträger rieb sich mit dem Armstumpf sein Ohr. "Es muß ein anderes Wetter kommen, die Narben tun mir wieder verdammt weh. Also, zu dieser Divisionsgruppe Nord und ihrem famosen Befehlshaber. Die Einheit, in der der Sohn meines Kollegen diente, war am 30. April in der Scharnitzer Klause und im Leutaschtal in Stellung gegangen. Vor ihnen aber, an vorderster Front, in der Porta Claudia, war nicht die reguläre Truppe eingesetzt, sondern da standen vierzig Hitlerjungen vom HJ-Bann Innsbruck. Könnt ihr euch noch erinnern, was für ein Sauwetter am 1. Mai war?"

"Am 1. Mai?" fragte die Mutter. "Ja natürlich, gestürmt und geschneit hat es, das weiß ich, weil ich eigentlich Wäsche waschen wollte, es aber dann verschoben habe. Es hat mich gegraust, bei einem

solchen Sauwetter die Wäsche am Brunnen zu schwenken. Obwohl, am nächsten Tag war es eigentlich genauso kalt, und da habe ich es dann doch tun müssen."

"Ja, dieser 1. Mai! Hitler hatte sich schon einen Tag vorher in seinem Bunker umgebracht. Ostösterreich war schon längst befreit, und in Wien war schon eine österreichische Regierung eingesetzt. An diesem 1. Mai also griffen um neun Uhr vormittags die Amerikaner die deutschen Stellungen bei Scharnitz an, wo auch eine Gruppe von HJ-lern eingesetzt war. Statt daß sie sich abgesetzt hätten und zu ihren Müttern heimgerannt wären, haben die Dummköpfe zwei Panzer abgeschossen. Klar, daß die Amerikaner voll draufgaben. 28 von diesen Buben wurden getötet. In vorderster Front, vor der regulären Armee, am 1. Mai 1945 bei der Porta Claudia."

Mutter schlug die Hände vor das Gesicht. "Es ist einfach unglaublich. Verbrecher sind das. Wer hatte denn den Einsatz dieser Kinder zu verantworten? Der gehört vors Gericht. Der gehört zur Rechenschaft gezogen."

Großmutter griff nach der Hand von Onkel Fritz. "Wenn dir das passiert wäre! Die armen Kinder! Die armen Eltern!"

"Ein paar Stunden später, am gleichen Tag noch, wurde die Sperre von den Deutschen geräumt. 28 Kinder geopfert für nichts und wieder nichts."

Der Briefträger fuchtelte, wie immer, wenn er erregt war, mit seinem Armstumpf durch die Luft. "Eine Schweinerei, aber leider nur eine von tausenden Schweinereien dieser Banditen."

"Gott sei Dank, daß dieser Krieg endlich aus ist", sagte Großmutter. "Gott sei Dank."

"Trinkst du noch einen Schluck Kaffee, Briefträger?" Die Mutter hob die Kanne hoch. "Ein Schluck ist noch da und ein paar Tropfen Milch."

"Ach ja, gerne, aber dann muß ich wieder weiter."

Er stürzte die heiße, braune Brühe hinunter, stand auf und griff nach seiner Tasche.

"Ah, jetzt hätte ich beinahe was vergessen!"

Er wandte sich Maria und Willi zu. "Wer von euch beiden weiß, was eine Banane ist?"

"Eine Banane?" Willi schaute Maria an, Maria schaute auf Mutter. Nein, was eine Banane ist, wußten sie nicht. Das Thema Bananen war in der Schule noch nicht dran gewesen.

"Eine Banane ist eine süße Frucht, die unsere Befreier mitgebracht haben", erklärte der Briefträger und öffnete seine schwarze Ledertasche. Er kramte eine Weile herum und zog dann die Banane heraus.

"Da, seht her, das ist eine der Segnungen der neuen Zeit. Eine Banane!"

"Wo hast du sie denn her?" wollte Willi wissen.

"Ich habe mich gestern mit einem amerikanischen Soldaten unterhalten. Das ist zwar verboten. Fraternisierung nennen die Amerikaner das. Zum Abschied hat er mir zwei Bananen geschenkt. Eine habe ich aus lauter Neugier auf der Stelle aufgegessen. Die zweite habe ich für euch aufgehoben."

Mit diesen Worten überreichte er Maria feierlich die gelbe, mit winzigen, braunen Tupfen übersäte Frucht.

"Du mußt sie schälen", belehrte er sie. Damit wandte er sich zum Gehen.

"Wenn du einen Heimkehrer von der Ostfront siehst, vergiß nicht, ihn zu fragen, ob er irgend etwas von Robert weiß."

"Nein, nein, das vergess' ich nicht."

Als der Briefträger die Tür hinter sich geschlossen hatte, fragte Maria: "Können wir ihn nicht vielleicht auch bitten, ein bißchen herumzuhorchen, ob er etwas von Boris gehört hat?"

"Fragen können wir ihn wegen dem Russen, da haben wir heute nichts mehr zu befürchten. Aber der Briefträger wird nichts herausfinden. Der Boris wird hoffentlich schon auf dem Weg nach Moskau sein."

"Schön wär's", sagte Großmutter. "Schön wär's."

"Ein Russe?" fragte Onkel Fritz. "Kennt ihr einen Russen?"

"Ach Gott, das weißt du ja noch gar nicht. Stell dir vor, wir haben im vergangenen Winter zehn Tage lang einen Russen bei uns versteckt gehalten."

"Ihr habt Nerven", sagte Onkel Fritz.

"Was hätten wir denn tun sollen? Er stand mitten in der Nacht vor unserer Haustür mit einer Schußverletzung am linken Arm, total ausgehungert und am Ende. Hätte ich ihm die Tür vor der Nase zuschlagen sollen, wo doch die Naziaufpasser schon hinter ihm her waren?"

"Mutter hat ihn am Dachboden versteckt. Aber es hat nicht lange gedauert, bis ich ihn gefunden habe", sagte Maria.

"Das Versteck dürfte also nicht wer weiß wie sicher gewesen sein!"

"Doch, ich habe ihn durch puren Zufall gefunden. Und außerdem bin ich gleich einmal darauf gekommen, daß er kein Untermensch war. Untermenschen gibt es gar nicht. In diesem Punkt täuscht sich meine Lehrerin."

"Die täuscht sich in vielen Punkten", sagte die Großmutter.

"Kritisch wurde es, als die Wunde zu eitern anfing und er hohes Fieber bekam. "

"Aber ich habe ihn ausgeheilt", erklärte die Großmutter, noch immer ganz stolz auf ihre Heilmethoden.

Das stimmte. Allein mit Käsepappeltee, Gänsefingerkraut, Salbei und Spitzwegerich hatte sie Boris gesundgepflegt.

"Und wie ist die Geschichte ausgegangen?" erkundigte sich Onkel Fritz.

"Eines Morgens war Boris verschwunden."

"Habt ihr nichts mehr von ihm gehört?"

"Nein, er hat uns nur einen kurzen Brief hinterlassen."

"Den hätten wir verbrennen sollen. Aber ich habe ihn aufgehoben. Geh, Maria, hol ihn. Er liegt in meiner Nähschatulle, ganz zuunterst, zwischen dem Nadelkissen und dem Boden."

Für gewöhnlich ärgerte sich Maria immer, wenn sie herumgeschickt wurde, dieses oder jenes herbeizuschaffen. Heute lief sie ohne Murren in das Zimmer der Großmutter. Schnell hob sie den Deckel von der Schatulle ab. Tatsächlich, gut verborgen unter Schächtelchen mit Nadeln, verschiedenen Zwirnen und alten Knöpfen, fand sie den Brief, schöne, regelmäßige Schrift in blauer Tinte auf weißem Papier. Als sie ihn an dem Morgen, als Boris verschwand und diesen Brief als letzte Botschaft zurückließ, zum erstenmal gelesen hatte, war sie sehr traurig gewesen. Sie hatte Boris liebgewonnen, aber er war gegangen, ohne ihr ein Wort zu sagen.

Sie hockte sich auf das Bett und las den Brief noch einmal durch.

"Liebe Retterinnen, vernichten Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben. Verzeihen Sie, daß ich fortging, ohne mich persönlich von Ihnen verabschiedet zu haben. Aber wir müssen vorsichtig sein. Noch ist nichts entschieden. Es geht um Ihre und meine Sicherheit. Später, wenn der Krieg vorbei ist und die Menschen einander wieder ohne Arg begegnen können, werde ich Sie besuchen. Dann erfahren Sie meinen wahren Namen und meine wahre Identität. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen. Ohne Ihre Hilfe hätte ich meine Verwundung nicht

überstanden. Ohne Ihre Hilfe wäre ich den Häschern nicht entkommen, Ihr Boris Tritonow."

"Wo bleibst du denn so lang?"

Die Großmutter war schon sehr ungeduldig. Sie nahm Maria den Brief aus der Hand und las ihn Onkel Fritz vor.

"Ein Russe", sagte er nachdenklich. "Das ist interessant. In meinem Abschnitt waren zwei Brüder, Söhne eines Bauern vom Imsterberg, die behaupteten, daß es im Pitztal drin in den Bergen eine Partisanengruppe gegeben hat. Die soll hauptsächlich aus sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern zusammengesetzt gewesen sein. Vielleicht ist er zu diesen geflüchtet."

"Wenn er den Krieg überlebt hat, wird er uns sicher einmal eine Nachricht zukommen lassen, davon bin ich überzeugt", sagte Mutter.